

Zeitschrift: Pädagogischer Beobachter : Wochenblatt für Erziehung und Unterricht
Herausgeber: Konsortium der Zürcherischen Lehrerschaft
Band: 2 (1876)
Heft: 12

Artikel: Jos. Viktor Scheffel : II.
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-237906>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

es 4 Mark, für die Abendschule 10 Mark; daneben muss für das Französische 6 Mark per Halbjahr ex-ra entrichtet werden. Man kann auch für einzelne Kurse belegen; so kostet Physik gesondert 5 Mark, Chemie 6 Mark u. s. f.

Das Alter der Schüler betreffend ist zu bemerken, dass die Mehrzahl derselben unter 16 Jahren alt ist. Es hängt das mit den dortigen Schulverhältnissen zusammen. Bekanntlich erstreckt sich in Württemberg die Alltagsschulzeit bis nach vollendetem 14. Altersjahre, und mit dem Abschluss derselben findet auch die kirchliche Konfirmation und herauf der Eintritt in die Lehre statt. Damit wird dann zugleich der Eintritt in die Gewerbeschule verbunden, um der obligatorischen Sonntagsschule (nicht zu verwechseln mit der Sonntagsabtheilung der Gewerbeschule) zu entgegen, von deren Besuch nur der Eintritt in die höheren Lehranstalten und in die freiwillige Fortbildungsschule befreit.

Das Schulgeld reicht ungefähr aus für Beleuchtung, Beheizung und Bedienung und beträgt ca. 4500 Mark; die Besoldungen und die übrigen Ausgaben werden durch Zuschüsse des Staates und der Stadt zu gleichen Theilen gedeckt. Hiefür ist im laufenden Schuljahr die Summe von 32,000 Mark erforderlich.

Der Berichterstatter ist voll Lobes über die Qualität des erteilten Unterrichts, namentlich im Zeichnen und Modelliren. Doch seien die Leistungen in einigen speziellen Branchen des gewerblichen Zeichnens etwas geringer, als wir sie in Zürich haben; es rühre dies davon her, dass in Stuttgart das Prinzip der Berufstrennung für das Freihandzeichnen weniger zur Entwicklung gelangt ist, als dies bereits in Zürich durchgeführt wurde.

Die äussere Ausstattung der Schule betreffend, fährt Herr Professor Hunziker fort, vermochten wir Zürcher nicht uns eines stillen Neides zu erwehren. Nicht als ob alles vollkommen wäre; einzelne Zimmer haben ganz schlechte Ventilation und bieten bei dem starken Gaslicht des Abends bald eine tropische Hitze; die Bestuhlung ist, wenn auch praktisch hergerichtet, doch eben alt und verräth deutlich, dass es der Schule an Kapitalvermögen zu grösseren Ausgaben dieser Art gebricht. Aber das kommt kaum in Betracht gegenüber dem grossen Vortheil, dass die Schule ein einheitliches Lokal und zwar ausschliesslich besitzt, und gegenüber der wirklich grossartigen Weise, wie für die nöthigen Vorbedingungen eines gedeihlichen Arbeitens an den Abenden, namentlich für Beleuchtung gesorgt ist. Auf zwei Schüler höchstens kommt beim Zeichnen eine Gasflamme mit einer dem jeweiligen Spezialzweck entsprechenden Lage, Form des Brenners und Schirmbedeckung; in einzelnen Zimmern ist die Flammenzahl derart, dass jeder Schüler selbst bei gefülltem Saal seine eigene Flamme hat. In dem Saal für Figurenzeichnen ist zudem zwischen zwei Sitzreihen je ein von der Decke herabhängender und die ganze Breite einnehmender Vorhang angebracht, um den Zeichnern falsches Licht abzuhalten. Eines Zimmers für Freihandzeichnen sei noch besonders nachgedacht. Abgesehen von der Wandtafel, auf welcher der Lehrer vorzeichnet, sind an den Seitenwänden für die Schüler ebenfalls Wandtafeln angebracht; reicht ihre Zahl nicht aus, so werden in der Mitte des Zimmers noch Wandtafeln auf kleinen Staffeleien aufgestellt; so zeichnet jeder Schüler auf eigener Tafel mit Kreide in grossen Zügen die vor seinen Augen durch den Lehrer entstehende Ornamentzeichnung nach, eine für Uebung von Auge und Hand ganz vortreffliche Manipulation.

Den Gesamteindruck, den der Besuch der Stuttgarter Gewerbeschule auf die schweizerischen Besucher gemacht, summirt der Berichterstatter in folgender Weise:

Diese Schule ist, wenn nicht in allem Detail, so doch im Grossen und Ganzen als eine wahre Musteranstalt zu betrachten. Gleichwol ist sie in stetigem, regem Streben

nach weiterer Vervollkommnung begriffen. Mit den nöthigen Hilfsmitteln ist sie in durchaus hinreichender, theilweise in glänzender Weise ausgestattet. Sie ist getragen von wirklicher Hingabe und gewissenhafter Arbeit und Mühwalt der leitenden Persönlichkeiten. — Möge sie immer schöner blühen und ihre Blüthe auch für uns ein bedeutsamer Fingerzeig und ein wirksamer Ansporn sein für das, was uns zu thun obliegt! —

Jos. Viktor Scheffel.

II.

Hugideo, vielleicht die kleinste und doch eine der farbenreichsten, scharfumrissensten aller unserer historischen Novellen, geleitet uns im Jahr 450 n. Chr. zu einem geheimnisvollen Einsiedler am Isteiner Klotz. Der treibt vor einem in den Fels gestellten Marmorbild eines edlen Jungfrauenantlitzes sein seltsam stilles We-en, bis die von den kataunischen Feldern heimkehrenden Alamannen die blühende Römerstadt Augusta Raurakorum niederbrennen und der dunkle Rhein in der stillen Bucht bei Istein die Römerleichen auf den hellen Sand legt, darunter auch die der jungfräulichen *Benigna Serena* im weissen Priestergewande, neben der sich Hugideo selbst zur ewigen Ruhe bettet. Der landschaftliche Hintergrund dieses in dunkelglühenden Farben strahlenden Gesichtsbildes lässt uns erkennen, weshalb unser Dichter eine Zeit lang schwankte, ob er nicht anstatt der Feder und des Tintenfassens den Pinsel und die Palette ergreifen sollte.

Mit seinem *Ekkehard* aber hat sich der Dichter ein Denkmal gesetzt „dauernder als Erz“. Wieder in dem für den grossen Stoff unglaublich engen Raum eines mässigen Bandes führt er uns in längst verschollene Zeiten, in das von ihm uns hell gelichtete Dunkel des Mittelalters. Den Schauplatz zeichnet er uns mit unübertrefflicher Klarheit und zauberhaftem Farbenglanz: die Hegauberge, die Ufer des Bodensees, das St. Gallische Land um den Säntis. Er führt uns durch die Klöster und Burgen des 10. Jahrhunderts, als hätte er von Kind auf darin gelebt und jeden Gang und Pfad genau erkundet. Alte bekannte und doch wieder längst verschollene Namen treten als lebendige Gestalten vor unsere Augen, fremd in Sprache, Denkart und Sitte, und doch wieder ganz bekannt und vertraut nach ihrem inneren Wesen, Lieben, Streben und Dulden. Unvergesslich prägen sich diese Gestalten auch dem flüchtigsten Leser in die Erinnerung und umschweben uns wie alte Bekannte. Der stille, sinnige *Ekkehard*, die ächt fürstliche Herzogin auf dem Hohentwiel, kein romantisches Nebelbild, eine tüchtige Frau, fast mannhaft und doch voll zarten Geistes — ein Muster ideal-realistischer Charakterzeichnung. Und wer könnte die kluge *Praxedis* oder den ehren- und weinfesten *Kämmerer Spazzo* wieder vergessen, oder die idyllischen Hirtenkinder *Audifax* und *Hadunoth*, oder die seltsam feine Zeichnung des blödsinnigen *Heribald* oder des grossen Kritikers *Gunzo*; wer den düstern *Alten vom Beige*, den todtgegläubten, oder das zahlreiche Heer der Klosterbrüder, deren charakteristische Züge trotz der gleichen Kaputze jede Verwechslung verbieten, vom schlachtenmuthigen *Abt der Reichenau* bis zu dem fast dem *Wasserkäfer* vergleichsam keulentragenden *Möngal* am *Zeller See*? — Hier ist wirklich eine untergegangene Welt ins Leben zurückgeführt, hier hat sich der Historiker ganz und überall als Poet und der Poet voll und ganz als Historiker erwiesen. Und dass der schwerer Bepackte der Beiden nicht störenden Aufenthalt bereite, wird ihm sein schweres Ränzlein besonders nachgeführt. Darinnen sind viele Pergamentstreifen eingepackt, solide Ausweise gegen den Verdacht jeglichen Schwindels.

An diesem Buche erfreut sich denn auch in der That der trockenste Gelehrte wie der durstigste Student, die rosige

Tochter und der graue Vater des Hanses. Auch der Sohn des Dorfes findet da seine lieben Berge und verständliche Menschen wieder, und den heimischen Aberglauben, ländliche alte Sitten und grobe Fäuste. In den folgenden Veröffentlichungen führt uns der Dichter in die Zeit der Kreuzzüge und des Sängerkampfes auf der Wartburg. Wie er stets die Stätten treu besucht, durchforscht und liebgewonnen, die er besang, wie ihm gleichsam erst dort die poetischen Gestalten seines Geistes zu vollem Leben reiften, so hat ein längerer Aufenthalt auf der Wartburg uns das seltsame Buch der „Frau Aventure“ geschenkt, ein Liederbuch im Geist und Styl, in der Sprechart und Rhythmus des 13. Jahrhunderts, und doch voll frischem, feurigem Leben und tief verborgener Herzensglut, ein köstlich Kleinod für Den, der neben den gewohnten modernen Formen auch noch die Schönheit ächter Kunstform vergangener Zeiten zu würdigen weiss, der sich den geschichtlichen Rahmen zu den einzelnen Liedern selbstdichtend hinzufügt, und diese wunderseltsamen Blumen voll Duft und Farbe nicht vom Schnellzug der Eisenbahn aus, sondern mit sinuigem Auge in Musse wandernd und Schönheit suchend betrachtet.

In einer ungewöhnlichen Formvollendung liegen diese Lieder vor uns. Was der Dichter Wolfram von Eschenbach sagen lässt, gilt auch von seinen eigenen Versen:

Gewoben hab ich um die fremden Mären
Der Heimathsprache ehern Klanggewand,
Und hoffe, dass sie preislich sich bewähren,
Nicht nur als neugierstillend leichten Tand.
Als wie ein Schmid, der eine Brünne wirket,
Fest Draht zu Draht und Ring zu Ringe biegt,
Hab ich den Reim gemessen und gezirket,
Dass sein Geschlecht wie Kettenhemd sich schmiegt.

Und wie ein Schmid errang ich des Gedichtes
Glattformung nur im Schweiss des Angesichtes.

Aber wie der Schweiss des ächten Künstlers nicht zur peinlichen Künstelei, sondern zur vollendeten Schönheit führt, so fordert auch die „Frau Aventure“ ein höheres Formverständnis. Im „schwarzen Walfisch zu Askalon“ mag sich jeder durstige Zecher erquickern und ein lustiges Gaudeamus singen; zu dem muntern Trompeter mag sich Jeder gern ein Stündlein setzen und seinen hellen, lustigen Weisen lauschen; auch die lebensvolle Geschichte des Ekkehardt zeigt einem Jeden Gestalten, die er versteht, an denen er sich herzlich ergötzt. Die „Aventure“ aber ist eine stolze Waldfrau, die nicht ein Jeder in ihrer duftigen Schöne schaut, zu der nicht Jeder hindurchdringt durch das Dornendickicht, das in langen Jahren um sie aufgeschossen und sie von unserem alltäglichen Wesen trennt, und in dem Jahrmarktstreiben des alltäglichen Lebens lässt sich ihre fremdsamte Weise nicht verstehen.

Eines dieser Aventure-Lieder, das lateinische Schülerlied von „Marigutta Springmitdemglas“ finden wir bald wieder, und diesmal in den reizenden Rahmen einer lebendigen Geschichte, — der des Juniperus — eingefügt; freilich auch diese Geschichte ist nur ein kleines Stück eines grossen Ganzen, ein Kapitel eines uns unbekannteren poetischen Geschichtsbildes des 12. Jahrhunderts. Den verwundeten Kreuzfahrern auf dem Kloster des Berges Karmel erzählt der ehemalige Klosterschüler aus Rheinau seine elegisch-idyllische Jugendgeschichte, wie er vom Neuen Hewen bis vor Ptolemais den Weg gefunden, nachdem er um der schönen Rothtraut willen mit dem treuesten Kameraden in furchtbarem Ordal über den Rheinfluss in Schaffhausen hinabgefahren und den mit ihm verschmähten Genossen in den Wellen verschwinden sah, wie er selbst wunderbar gerettet mit der Busse zweijährigen Stummseins gen Jerusalem mitgezogen und erst im Sturm auf die sarazenischen Mauern das Ende seiner Busszeit gefunden. (Schluss folgt.)

Zur Reform in der Rechtschreibung.

(Eingesandt.)

Um zu verstehen, dass man in unserer Zeit ganz wohl berechtigt ist, nothwendig gewordene Abänderungen in der Schreibweise vorzunehmen, bedarf es nur eines Blickes in die Vergangenheit.

Aus dem Sanskrit haben sich im Laufe vieler Jahrhunderte oder wohl besser Jahrtausende mehrere Töchttersprachen entwickelt, z. B. das Griechische, das Lateinische und so auch das Deutsche. Die erste schriftliche Urkunde aus dieser unserer Sprache ist nur etwa 1500 Jahre alt. Es ist eine Uebersetzung des neuen Testaments von dem gothischen Bischof Ulfilas, verfasst um's Jahr 360 n. Chr. Sie ist uns nur theilweise erhalten worden. Der Bibelspruch: „Ein Mann pflanzte einen Weinberg und übergab ihn Arbeitern und zog über Land eine gute Zeit“ lautet in diesem alten gothischen Deutsch also:

manna usatida veinegard jah anafalh ina vaurstvjam jah affaith jera ganoha.

Etwa 800 bis 900 Jahre n. Chr., also zur Zeit Karls des Grossen, lautet der Anfang des Lobgesanges: Dich Gott loben wir, dich Herr bekennen wir, dich ewiger Vater jegliche Erde verehrt:

Thih cot lopemes, thih truhtinan gehemes, thih ewigan fater eokiwelih erda wirdit.

Hieran reihen wir das Unser-Vater, wie es von den Allemanen um's Jahr 1000 gesprochen und geschrieben wurde.

Fatter unser, thu pist in himilie wihi namun dinan. Queme rihi din. Werde unillo din so in himile, so sa in erdu. Prooth unser emezic kip uns hintu. Oblaz uns sculdil unsero so wir oblazen uns sculdiken. Enti nih unsih firletti in khorunka uz erlosi unsih fonah ubili.

Das Mittelhochdeutsche 1150—1500 liegt uns schon näher und ist ohne Uebersetzung verständlich. Es war das eine sehr fruchtbare Zeit der Schriftstellerei, aus der uns viele Heldensagen, Lebrgedichte, Fabeln und Liebeslieder erhalten blieben. Die Ermahnung eines Vaters an seinen Sohn möge als Beispiel folgen:

Sun wiltu zieren dinen lip,
so daz er si unfuoge gram,
so minne und ere guotin wip:
ir tugend uns ie von sorgen nam;
sie sint der wünerbernde stam
da von wir alle sin geboren:
er hat niht zucht, noch rechter scham,
der daz erkennet niht an in,
er muoz der toren einer wesen
und het er Salomones sin.

Mit Erfindung der Buchdruckerkunst (14 0) kamen die deutschen Druckbuchstaben auf und sie wurden verbreitet und allgemein bekannt zur Zeit der Reformation (1517) durch die Bibelübersetzungen und geistlichen Lieder. Nach überstandener harter Krankheit schrieb Zwingli ein Danklied in folgender Weise:

Gsund, Herr Gott, gsund!
Ich mein ich keer
Schon widrum her
Ja wenn dich dunkt,
Der sünden funk
Werd nit meer bherrschen mich uf erd,
So muoss min mund
Din lob und leer
Ussprechen meer
Dann vormals ie,
Wie es joch geh
Einfaltiglich on alle gfärd.

Das Jahrhundert nach der Reformation gehörte in der Schriftstellerei den ehrsamem, fleissigen Handwerkern. Hatten